

in Farbe und Schrift von so einheitlichem und sicherem Geschmack, dass ihre Ausschaltung verwundert (Abb. 5–7). Auszusetzen gibt es natürlich auch an ihnen, doch betrifft das nur Nebensächlichkeiten, die sich bei einer erneuten Durcharbeitung der Entwürfe mit nicht allzu grossen Schwierigkeiten hätten abändern oder beseitigen lassen. Schliessen wir mit einem Überblick über die grosse Masse derer, die bestimmt sind, der Vergangenheit als unblutiges Dankopfer zu dienen.

Einige Gegenbeispiele sollen nur zeigen, in welcher Richtung sich das Gros der Mitläufer bewegte, um den Höhepunkt der Geschmacklosigkeit zu erreichen.

Der guten, ach so alten Tradition folgt eine ganze Reihe: ein typischer Vertreter ist das Plakat mit dem Kennwort „Leipziger Löwe“ (Abb. 8). Aus etwas jüngerer Vergangenheit war ein Ladenhüter aus der Glanzperiode des Jugendstiles (Abb. 9). Von einer verblüffenden Harmlosigkeit muss der Anonymus der „Palme“ sein, dessen Intelligenz soweit unter der Schwelle des Bewusstseins liegt, dass ihm Buchgewerbeausstellung und Turnfest zu identischen Begriffen werden (Abb. 10).

In zahllosen Abarten, die zu Brehms Tierleben wertvolle Ergänzungen geben, war die Ente vertreten. Vom Federvieh fiel dann noch ein Pfau auf, der über dem Reichsgericht und dem Völkerschlachtdenkmal schwebend drei Bücher bebrütet. Sehr fein abgewogen in den Grössenverhältnissen war eine Komposition, bei der ein monumentales Buch den Schlussstein des Völkerschlachtdenkmals bildete.

Einen hübschen Unterhaltungsstoff für lange Winterabende gaben zwei Rätselspiele, die auf wienerische Manier die Plakatkunst von übermorgen zeigen (Abb. 11).

Um die Sachlage nach allen Seiten zu beleuchten, musste auch diese Musterkollektion von Kitsch vorgeführt werden; dazu kamen

noch eine Reihe fast wörtlicher Anlehnungen an die Plakate der Münchener Gewerbeschau und der Brüsseler Weltausstellung, von auffallenden Plagiaten ganz abgesehen. Man hätte eigentlich erwarten dürfen, dass dieser Wettbewerb

einen Einblick in das Können der deutschen Plakatkünstler geben würde. Aber das gerade Gegenteil ist eingetreten.

Es bleibt mir unverständlich, wie der Referent auf Seite 43 des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift auf grund des Tatsachenmaterials zu dem Urteil kommt, dass „der Kitsch diesmal in erfreulicher Minderheit“ geblieben sei, und es erscheint mir als ein Zeichen von zu weitgehender Milde, diesen Wettbewerb mit seiner Häufung plakativischer Unmöglichkeiten als den der Qualität nach besten des Jahres 1912 hinzustellen. Von den mehr als 600 eingereichten Arbeiten könnten nicht, wie an derselben Stelle gesagt wird, 500 als Plakat der Ausstellung ausgeführt werden, sondern höchstens etwa zwanzig. Wollte man nach diesem Ergebnis der Zukunft des deutschen Plakats ein Horoskop stellen, so müsste einem bange werden. Ausichtsreich erschiene sie darnach nicht.

Als Trost bleibt nur die Hoffnung, dass keine der prämierten Arbeiten ausgeführt wird. Aber auch dieser Wunsch scheint noch zu hochfliegend zu sein. Es verlautet, man wolle – vielleicht um das Preisrichterurteil nicht allzusehr zu desavouieren – die preisgekrönten Entwürfe je nach der künstlerischen Tendenz, die sie angeblich besitzen, und nach der Art, wie sie vielleicht dem Geschmack des Auslandes entgegenkommen, zur Propaganda für die nicht-deutschen Länder herrichten lassen. Als Hauptplakat wolle man den 1. Preis beibehalten und seiner Bilderdogmatik durch farbigen Unterdruck eine Folie geben. — Es ist kaum anzunehmen, dass diese Manipulationen etwas nützen werden, um den Eindruck der Verfehltheit abzuschwächen. Dr. Otto Pelka.



Abb. 8

Farben im Diplomstil der achtziger Jahre



Abb. 9

Chromgelb und schwarz auf weissem Grunde